

The cover features a detailed oil painting of a hand holding a tulip. The hand is rendered with soft, realistic brushstrokes, showing the texture of the skin and the delicate structure of the fingers. The tulip is the central focus, with its petals in shades of purple and orange, and a single green leaf extending downwards. The background is a dark, textured blue, which makes the hand and flower stand out. The overall style is classical and evocative.

Martina Sahler  
Hendrik Gruner

DIE  
TULPEN  
KÖNIGIN

Weltbild



Martina Sahler und Hendrik Gruner

# Die Tulpenkönigin

Roman

**Weltbild**

## Die Autorin

Martina Sahler, 1963 in Leverkusen geboren, studierte Germanistik und Anglistik in Köln. Sie arbeitete lange Zeit als Lektorin für Belletristik, bevor sie sich mit großer Begeisterung der Schriftstellerei widmete. Seit 15 Jahren schreibt sie Romane für Erwachsene und Jugendliche. Mit ihrer Familie lebt sie im Bergischen Land bei Köln.

## Der Autor

Hendrik Gruner, geboren 1958 in Duisburg, lebt seit mehr als 30 Jahren in Flensburg. Das Schreiben historischer Romane ist für ihn die notwendige Ablenkung von seiner Tätigkeit als Kommunalpolitiker und als Mitarbeiter einer Bundestagsabgeordneten. In seiner Freizeit reist er leidenschaftlich gerne durch Deutschland, Holland, Frankreich und Dänemark.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Vollständige E-Book-Ausgabe der bei Weltbild erschienenen Print-Ausgabe.  
Copyright der Originalausgabe © 2014 by Martina Sahler und Hendrik Gruner  
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2014 by  
Verlagsgruppe Weltbild GmbH, Steinerne Furt, 86167 Augsburg  
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Michael Meller Literary Agency GmbH, München.  
Covergestaltung: bürosüd°, München  
Titelmotiv: akg-images, Berlin / bridgemanart.com (© Christie's Images)  
E-Book-Produktion: Uhl + Massopust, Aalen

ISBN 978-3-86365-885-4

# Prolog

Als Eduard van Seeg an diesem späten Abend im April 1634 das Wirtshaus von Bruikelaar verließ, hörte er schon die Stimmen auf der Straße, die zum Haus seines verstorbenen Freundes führte. Das Geschrei aus der Ferne mischte sich mit dem Lärm aus der Citadel, in der sich Bauern und Händler aus den umliegenden Dörfern und Städten im Kampf um die braungoldenen Zwiebeln gegenseitig überboten.

Eduard seufzte. Von Anfang an war ihm klar gewesen, dass die Tulpen Zwietracht in die Stadt bringen würden. Aber er hatte gehofft, dass es länger dauern würde.

Eine massige Gestalt lief in Holzpantinen auf ihn zu. »Mijnheer van Seeg, Mijnheer van Seeg, schnell, kommt ...«

Eduard streckte den Arm aus. »Henk, was ist denn passiert?«

Der Knecht drehte sich um. Sein Kopf hob und senkte sich beim schnellen Atmen.

»Seht selbst, die Wachen ...« Schon fiel er wieder in hurtigen Trab und eilte vorweg.

Im Garten des Trauerhauses Hoorn, dessen kostbare Tulpenbeete von Zäunen eingefasst waren und die von den beiden schwerbewaffneten Söldnern Carl und Jakobus tagaus, tagein vor zwielichtigen Gestalten geschützt wurden, überblickte Eduard van Seeg sogleich das ganze Verhängnis. Der größere der beiden Wächter, Jakobus, saß auf dem Boden und hielt sich die Wange. Blut sickerte zwischen seinen Fingern hindurch.

Eduard zog Carl zu sich heran. »Was ist hier passiert?«

Der Mann stand in militärisch strammer Haltung vor ihm, was angesichts seiner löchrigen Kleidung, des speckig schimmernden Haares und des wuchernden Bartes geradezu lächerlich wirkte.

»Jakobus hat mich geweckt, weil er ein Geräusch am Zaun gehört hat. Wir schleichen uns leise heran, da buddelt dieser hässliche Vogel da«, er deutete auf die Figur, die verrenkt neben dem Beet lag, »schon an den Blumen herum. Jakobus wollte ihn wegziehen, doch der dreht sich um und stürzt mit dem Messer auf uns zu.«

Eduard schüttelte den Kopf. »Und dann?«

Der Soldat hob eine Schulter. »Mein Schwert war schneller als sein Messer.«

Eduard trat zu dem leblosen Körper, drehte ihn mit der Schuhspitze auf den Rücken und erkannte das hagere Gesicht des Kaufmanns, mit dem er gerade noch in der Citadel gestritten hatte.

»Henk, lauf nach dem Totengräber. Er soll ihn noch heute Nacht abholen und verscharren. Der Halunke hier wird sicher genügend Geld im Beutel haben, um das zu bezahlen. Und durchsucht seine Taschen, ob ihr seinen Namen herausfinden könnt. Seine Angehörigen müssen benachrichtigt werden.«

Der Soldat wendete sich von seinem verletzten Kumpan ab. »Wenn Ihr erlaubt, Mijnheer ...«

Eduard blickte ihn mit ausdruckslosen Augen an. »Ja?«

»Lasst ihn uns auf die Straße tragen. Dort soll er bis zum Morgen liegen bleiben.«

»Warum das?«

»Es treibt sich viel Gesindel in Bruikelaar herum. Uns wird die Arbeit leichter, wenn jeder weiß, dass wir hier nicht zum Schabernack auf Wache stehen. Da macht so eine Vogelscheuche mit einem Loch darin schon etwas her, wenn Ihr versteht, was ich meine.«

Eduard nickte. »Macht es so. Aber dann wird Henk die Nacht vor dem Haus Wache stehen. Ich will nicht, dass die Köter den Leichnam anfressen. Wir sind schließlich nicht im Krieg.«

Der Soldat griff den Toten bei den Armen und zog eine Furche durch die Beete an den Tulpen vorbei, als er ihn zur Stalltür schleifte.

»Wenn Ihr Euch da mal nicht täuscht, Mijnheer. Die Schweden haben wegen eines Bildes ganze Städte niedergebrannt. Warum sollte nicht einer wegen ein paar Blumen einen Krieg anfangen?«

»Nun malt den Deibel nicht an die Wand. Schafft ihn fort und geht zurück auf eure Posten. Morgen werdet ihr eine Belohnung für eure Wachsamkeit erhalten.«

Kopfschüttelnd machte Eduard sich auf den Weg nach Hause. Was passierte hier mit diesem Volk, für das Erfolg bisher immer mit Anstand und Ehrbarkeit verbunden war? Welche Gier und Verschwendungssucht, angefacht von betrunkenen Männern in den Hinterzimmern der Schenken, machten sich breit in dieser Gesellschaft? Wann hatte jemals ein Kaufmann sein Leben aufs Spiel gesetzt, um Korn oder Fisch, Gewürz oder Seide in seinen Besitz zu bringen? Welche Wandlung ging hier in den Menschen vor, die über die Grenzen der Vereinigten Niederlande hinaus als sittsam, tugendhaft und sparsam galten? Wie konnten Männer, die die Moral hochhielten, in eine solche Leidenschaft verfallen, dass sie Weib und Kind vergaßen, sich nachts in Gärten schlichen, um im Dreck nach Zwiebeln zu wühlen und sie zu stehlen?

Eine Zeit voller Widersprüche, überlegte Eduard, als er die Stufen zu seiner Schlafkammer hinaufstieg. Da waren einerseits die Schaffensfreude und die Größe der Künstler, die sich in den Städten an der Küste sammelten. Andererseits plagten Kriege, Hungersnöte und Epidemien das Land. Und im Dunkel der Wirtshäuser steckten sich die Menschen Blumenzwiebeln zu, als handele es sich um ein Pfand, das sie vor der Himmelpforte zeigen mussten, um eingelassen zu werden.

Der diebische Händler aus Amsterdam, der sein Leben hier in Bruikelaar gelassen hatte, tat Eduard in einem Winkel seines Herzens leid. Keiner sollte so sein Leben lassen müssen. Aber die Entwicklung der Dinge in diesem Land hatte den beiden Wachen keine andere Wahl gelassen.

Wo sollte das noch hinführen?

Und vor allem: Was würde seine ahnungslose Nichte Mareikje sagen, wenn sie in wenigen Tagen aus Gouda heimkehrte und erfuhr, welch groteske Berühmtheit ihr Gemüsegarten erlangt hatte?

# Erstes Kapitel

Bruikelaar, im Januar 1634

In der Kirche von Bruikelaar saß Onkel Eduard an der Orgel, die Mareikjes Vater erbaut hatte, und spielte das Magnificat von Palestrina. Dumpfe Bässe, die mehr im Bauch als in den Ohren zu spüren waren, eine klagende Melodie, die den bescheiden ausgestatteten Altarraum erfüllte, von den Wänden widerhallte und sich mit den Stimmen der Sänger mischte – das alles hätte Geert Hoorn gefallen.

Mareikje Hoorn traten bei diesem Gedanken wieder Tränen in die Augen. Dieses Stück hatte ihr Vater stets als Erstes auf jeder fertiggestellten Orgel gespielt. Fast andächtig hatte er mit gebeugtem Rücken auf dem Hocker vor dem Instrument Platz genommen. Seine Finger glitten über die Tasten und zogen Register, die Füße wanderten über die Pedale, während die gewaltigen Pfeifen seinem Spiel wie verzaubert folgten.

Mareikje umklammerte den Arm ihrer Tante Annie noch fester. Sie stand in der ersten Bank und ließ den Tränen freien Lauf. Zu ihrer Linken stützte ihre Ziehmutter Rieke sie, obwohl die alte Frau mit den hageren Schultern und den eingefallenen Wangen selbst Halt zu brauchen schien. Immer wieder schluchzte sie auf; dann tätschelte ihr Mann Henk, äußerlich gefasst, Rieke den Rücken und reichte ihr ein Tuch. Das Zittern seiner Finger verriet, dass auch ihm der Abschied von Geert Hoorn, seinem langjährigen Herrn, naheging.

Die letzten Bassläufe verklangen. Mit gesenktem Kopf, die Hände vor dem Wams gefaltet, begab sich Onkel Eduard wieder in die erste Reihe der Sitzbänke. Seine Frau Annie, einen Kopf kleiner als er, blickte dankbar zu ihm auf.

Schweigen lastete auf der Trauergemeinde, als der Pfarrer hinter dem Sarg hervortrat. Seine von dicken Adern durchzogene Hand segnete zuerst Mareikje und Tante Annie, dann die übrigen Mitglieder der Gemeinde, bevor er sich im Mittelgang der Kirche aufstellte.

Die Männer in den blauen Hemden, die seitlich des Altars mit auf dem Rücken verschränkten Armen gewartet hatten, zogen die Mützen über die Ohren, nahmen Aufstellung. Sie hoben den Holzsarg an den seitlich befestigten Ringen und schritten der Trauergemeinde voran.

Der Duft von Kerzenwachs und Weihrauch, von durchnässten Wollmänteln und feuchtem Holz durchzog die Kirche, als die Menschen mit kurzen Schritten den Sargträgern und dem Pfarrer nach draußen folgten.

Vor dem Gotteshaus fuhr Mareikje der Wind schneidend durch die Festtagstracht, der festgetretene Schnee knirschte unter ihren Sohlen. Trotz der Haube fühlten sich ihre Ohren schon eiskalt an. Von hinten kam Onkel Eduard, schob Rieke sachte beiseite und hakte sich bei Mareikje ein.

Der Weg war nur kurz, trotzdem stapften der Pfarrer und die Honoratioren aus ganz Haart van Brabant am offenen Grab mit den Füßen, um nicht allzu sehr zu frieren. Die

Träger ließen den Sarg hinab, der Pfarrer segnete Geert Hoorn ein letztes Mal und gab Mareikje schließlich ein Zeichen. Sie trat vor, beugte sich hinunter, nahm eine Hand voll Erde und warf sie in das Grab. Der Geruch des Erdreichs, der ausgestochenen Wurzeln und des Weihrauchs stieg ihr in die Nase. Ihr wurde schwindlig. Für einen Moment nur schloss Mareikje die Augen und atmete tief ein. Dann sackten ihr die Knie weg.

Das Nächste, was Mareikje spürte, waren die Hände ihres Onkels, die sie auffingen. Gestützt auf Mijnheer van Seeg und Henk, verließ sie die Grabstätte, ohne die Beileidsbekundungen der Besucher entgegenzunehmen.

In der Gaststube Citadel empfangen sie Ofenwärme, der Geruch von gebratenem Fleisch und Butterkuchen und das Geschnatter der Küchenmädchen. Henk und Eduard setzten Mareikje in den Lehnstuhl vor dem grünen Kachelofen, Rieke nahm ihr den Umhang von den Schultern. Tante Annie wieselte um sie herum und hielt ihr immer wieder das Fläschchen mit dem Riechwasser unter die Nase.

Mareikje lächelte schwach. »Ihr seid alle so lieb zu mir.«

Annie setzte sich neben sie und streichelte ihre Wange. »Mein Kindchen! Wir wissen doch, wie schwer es für dich ist. Deine Mutter und ich waren zwar älter als du, als wir unsere geliebten Eltern verloren haben, aber ich erinnere mich immer noch mit wehem Herzen daran.« Sie zog ein Spitzentuch aus der Rocktasche und schnäuzte sich. »Warum nimmt uns der Herrgott gerade die Liebsten so früh?«

Onkel Eduard legte seiner Frau die Hand auf die Schulter. »Lass gut sein, Annie. Mareikje wird sich heute noch genügend Geschichten anhören müssen, hm?«

Mareikje nahm die Hand ihrer Tante und hauchte einen Kuss darauf. Wenn Annie mit dem Reden begann, war es schwer, sie zu unterbrechen, aber das Wort ihres Mannes hatte Gewicht.

Als die übrigen Gäste eintrafen, hatte Mareikje ihre Fassung so weit wiedergefunden, dass sie an Eduard van Seegs Arm die Beileidsbekundungen der vielen Freunde und Bekannten ihres Vaters entgegennehmen konnte.

Die Gäste hatten die Festtagstracht angelegt: Die Frauen kamen in dunklen Röcken und in Blusen, reich mit geklöppelten Spitzen verziert, darüber Jacken und wollene Brusttücher gegen die Kälte. Die Männer trugen dunkelblaue oder schwarze Anzüge, und alle schützten sie ihre Köpfe mit pelzigen Winterhauben, deren Ohrenklappen sie beim Betreten des Gasthauses hochschoben.

All die Mijnheers und Mefrouws aus Tilburg und Breda, aber auch aus dem fernen s'Hertogenbosch und sogar aus Eindhoven ... Mareikje schwirrte der Kopf. Der Rhythmus schwerer Stiefel und klappernder Holzpantinen auf den Dielen der Gaststube übertönte beinahe die mitfühlenden Worte.

Viele Pastoren, denen der Vater in monatelanger Arbeit Orgeln gebaut hatte, erwiesen dem tüchtigen Handwerker die letzte Ehre und machten seiner Tochter ihre Aufwartung. Ein Jonkheer verneigte sich würdevoll vor ihr – die Provinzregierung hatte sogar einen Amtmann geschickt, wie Mareikje an der klirrenden Kette vor der Brust des Mannes



erkannte.

Jetzt erst fiel ihr auf, wie viele Gäste sogar aus dem Belgischen gekommen waren. Nachdem der Statthalter Friedrich Heinrich mit der Einnahme von s'Hertogenbosch vor wenigen Jahren ganz Brabant erobert und so nebenbei auch den ewigen Religionsstreit beendet hatte, waren viele, vor allem Katholiken, nach Süden gezogen. Die Spaltung in einen katholischen Südteil und den calvinistischen Norden hatte das Land nicht nur im Kampf um die Unabhängigkeit von den verhassten Spaniern geschwächt, sondern auch manch brave Familie beinahe entzweigerissen. Da hatte der Bruder nicht mehr mit dem Bruder gesprochen, nur weil er einer anderen Kirche angehörte. Doch langsam schienen die Verhältnisse zwischen den Menschen wieder normal zu werden. Man feierte zumindest wieder miteinander.

Kannen mit heißem Holundersaft wurden aufgetischt, dazu süße Kuchen. Mareikje setzte sich an den Tisch zu Onkel und Tante und trank aus dem Steinkrug in ihren Händen, während Gesprächsfetzen an ihr Ohr drangen.

Die wenigsten unterhielten sich über den Verstorbenen. Stattdessen nahm man die Trauerfeier zum Anlass, über die Neuigkeiten in Bruikelaar und im ganzen Land zu schwatzen. Hier und da perlte ein Lachen, die tiefen Stimmen der Männer mischten sich mit dem Sopran der Frauen, die sich Gehör verschaffen wollten.

Bruuns beste Stute hatte ihr Fohlen verloren, hörte Mareikje. Drei Monate zu früh war es gekommen und hatte morgens verreckt im Stall gelegen. Das war aber nichts gegen das Leid der Haartooghs; deren einziger Sohn war zur See gegangen und im Kampf gegen die Spanier gefallen. Nicht einmal die Leiche hatten sie zurückbekommen, nur ein Schreiben des Statthalters – ein sehr persönliches, wie Gerda ter Booven zu berichten wusste – und einen Orden gleich mit dazu. »Ein Orden«, brummelte der alte Houvermann, »kann aber keine Kühe melken.«

Und schließlich Amsterdam. Der Bauer Jenkhoff schwelgte in Erinnerungen an seine Reise, beschrieb, wie die ferne Metropole vom Kaufmannsgeist brodelte. Und erzählte von einer königlichen Pflanze, die aus dem osmanischen Reich mit den Handelsreisenden über das Meer nach Europa gekommen war, aber Mareikje verstand weder den Namen noch den Zusammenhang zwischen dem Gewächs und dem Handelsfieber.

Sie sah zu dem Tisch der Jenkhoffs hinüber, der inzwischen von vielen Gästen umringt war. Alle wollten hören, was es mit dieser Blume, die die Paläste der Sultane schmückte, auf sich hatte und ob man durch sie in diesen Tagen wirklich so einfach über Nacht reich werden konnte.

»Ihr glaubt nicht, wie sich da jeder ins Zeug legt!«, rief Jenkhoffs Ältester, der feiste Jan, und sah sich um, ob ihm auch alle zuhörten. »Torfstecher und Gastwirte, Studenten und Geflügelmetzger, Prediger und Richter schlagen sich die Köpfe ein für diese Tulipane!«

»Dummes Geschwätz!«, fuhr der alte Jenkhoff dazwischen. »Um die Blumen geht's doch gar nicht, die können sich eh nur die wirklich reichen Leute leisten. Um die Zwiebeln geht's.«

»Zwiebeln?« Houvermann lachte. »Die können sie bei mir auch kriegen. An Wouters Eck, da wachsen die Dinger wie Unkraut.«

»Was weißt du denn schon von Blumen, Houvermann«, mischte sich Elfie Jenkhoff ein. »Aus den Zwiebeln wachsen Tulipane, um die sich Fürsten und Könige streiten. Da würde manch einer einen Krieg führen, um eine besonders schöne für seine Liebste zu ergattern.« Geziert, als wäre sie eine jener Auserwählten, führte sie die Tasse zum Mund, nahm einen Schluck und genoss sichtlich die Aufmerksamkeit, die ihr entgegengebracht wurde. »Aber zu den Waffen greifen müssen die hohen Herren ja Gott sei Dank nicht. Die haben Geld genug, sich die besten Zwiebeln zu kaufen. Und ihre Gärtner lassen daraus dann die feinsten Tulpen wachsen.«

»Jeder, der etwas auf sich hält, versucht, solche Zwiebeln in seinen Besitz zu bringen«, fügte Willem, der aschblonde jüngste Jenkhoff, hinzu. »Weil sie immer kostbarer werden. Wenn du heute eine kaufst und sie morgen wieder weggibst, kannst du von dem Gewinn ein Jahr lang leben. Und wenn du sie einen Monat lang behältst, dann reicht der Preis, den du bekommst, für ein ganzes Leben.«

»Ja, ja«, Houvermann klatschte mit seiner fleischigen Hand auf die Tischplatte, dass die Tassen und Gläser klappernd hochsprangen. »Und wenn du sie nächstes Jahr verkaufst, gibt Statthalter Friedrich Heinrich dir das ganze Reich dafür, und die neuen Kolonien gleich dazu.« Sein Lachen ging in einen rasselnden Husten über.

»Lach du nur, Houvermann. Es gibt Kaufleute, die ihr Geschäft verpfändet haben, um eine solche Pflanze zu bekommen! Eine einzige nur«, raunte der alte Jenkhoff.

»Und das nicht nur in Amsterdam«, fuhr Willem fort und schob sich die rund eingefasste Brille auf den Nasenrücken zurück. »In Hoorn, Enkhuizen, Utrecht, Rotterdam, Haarlem, Alkmaar – überall sind die Leute wie von Sinnen! Keiner ist sich zu schade, um in den Handel einzusteigen und sein Säckel auf Lebzeiten zu füllen – Barbieri, Schornsteinfeger, Lehrer ... Wer von uns hier in Bruikelaar noch untätig herumsitzt, verpasst sein Glück.«

»Ja aber, zum Henker, was nützen sie denn, diese Tulipane? Haben die besondere Heilkräfte, oder wie?«, rief der Rosshändler Pitt Henseler dazwischen, nahm einen Schluck aus seinem Krug und wischte sich mit dem Handrücken den Schaum von der Lippe.

Willem schüttelte den Kopf. »Vielleicht haben sie Heilkräfte, vielleicht auch nicht. Aber darum geht es nicht. Es sind nicht die Apotheker, die hinter den Pflanzen her sind wie der Teufel hinter der armen Seele. Wer heute in den großen Städten was auf sich hält, zeigt seinen Gästen einen gepflegten Garten, und wenn dann auch noch diese türkischen Blüten in all ihrer Pracht erstrahlen ...« Der junge Bursche mit der sommersprossigen Nase und den wirr vom Kopf abstehenden Haaren bemühte sich um einen hochnäsigen Blick. »Anderorts pflanzt man eben Wertvolleres an als sauren Kohl und krumme Karotten. Aber davon versteht ihr nichts!«

Houvermann stieß einmal mehr sein sieches Lachen aus. »Wen wundert's, wenn die reichen Schnösel in all ihrem Protz und Prunk auf dumme Gedanken kommen und ihre

Zeit mit der Gärtnerei verträdeln.«

»Und warum habt ihr keine Zwiebeln mitgebracht, wenn sie euch über Nacht wohlhabend machen?«, wollte Gerda ter Booven wissen.

Bauer Jenkhoff kniff ein Auge zusammen und musterte die Frau mit den faltigen Wangen und den hellwachen Blauaugen.

»Ich war an mehreren Abenden in den Schenken, in denen Handel getrieben wird, habe mir die Nächte in den Hinterzimmern um die Ohren geschlagen, aber bei den Preisen, die dort verlangt wurden, konnte ich nicht mithalten. Der Herrgott soll mein Zeuge sein, Gerda ter Booven, noch im Frühjahr kehre ich nach Amsterdam zurück und komme als sorgenfreier Mann heim nach Bruikelaar.« Elfie Jenkhoff hakte sich bei ihrem Mann unter und nickte Gerda mit gespitzten Lippen lächelnd zu.

Die anderen in der Citadel tuschelten miteinander, verstummten aber abrupt, als Pfarrer van der Weegelhost die Stimme erhob: »Sündige Eitelkeit! Ihr werdet euch wohl nicht ein Beispiel nehmen an dieser Gottlosigkeit? Der Herr hat die Blumen geschaffen, damit wir uns bei der heiligen Messe daran erfreuen können, und nicht, dass die Pharisäer ihren Reibach damit machen.«

Eduard van Seeg nickte zustimmend, obwohl er sich bei Jenkhoffs unglaublichem Bericht immer wieder nachdenklich über den Spitzbart gestrichen hatte. In den Städten des Nordens hatte die gereformeerde Kerk immer noch kaum Anhänger; allein deswegen, so befand der Pfarrer, sollten die Bürger von Bruikelaar allen Strömungen aus diesen Provinzen trotzen. Von Norden her drohte die Nachlässigkeit im Glauben, und nicht weit im Süden saßen schon die verderbten Katholiken. Wie sollte man sonst den wahren Glauben, wie Calvin ihn gelehrt hatte, aufrechterhalten?

Teilnahmslos lauschte Mareikje den Gesprächen. Die lebhaftere Unterhaltung im Gasthaus half ihr, den Schmerz besser zu ertragen, der sich immer tiefer in sie hineinfräß: Der Vater war nicht mehr. Er würde nicht wiederkommen, nie mehr. Was sollte aus ihr werden? Ja, da waren der Onkel und die Tante, die sich um sie sorgten und sie auch einem braven Mann an die Hand geben würden, wenn erst einmal der Rechte auftauchte und um sie warb. Ein braver Mann, der für ihr Auskommen sorgen und dem sie Kinder schenken würde. Mareikje stieß einen Seufzer aus. Ihr war nicht wohl bei dem Gedanken, verheiratet zu werden. Und mit wem auch? Konnte sie sich die Männer, die sie umschwirrten, als treusorgende Gatten und Väter ihrer Kinder vorstellen? Und war ein ruhiges Auskommen überhaupt das, was sie sich ersehnte?

Sie lächelte traurig, während sie innerlich Zwiesprache mit ihrem Vater hielt. Wem würdest du mich zur Frau geben, Vater? Dem hübschen Antonius, der sich ein Leben lang auf dem ausruhen kann, was seine Kaufmannsfamilie geschaffen hat? Sie hob den Kopf und hielt nach dem jungen Burschen mit den feinen Gesichtszügen und den eleganten Bewegungen Ausschau. Doch sie konnte ihn nirgendwo unter den Gästen entdecken.

Dafür aber traf ihr Blick den raubeinigen Pitt, der nur auf diese Gelegenheit gewartet zu haben schien. Er nickte ihr zu, und seine weißen Zähne blitzten. Spitzbübisch hob er die Brauen und strich sich mit den Fingern eine honiggelbe Strähne aus der Stirn. In

ungestümen Wellen umrahmten die Haare sein schmales Gesicht mit dem zotteligen Kinnbart. Sein Blick erinnerte sie manchmal an den Fuchs, der sie einmal in der Frühe hinter dem gestapelten Brennholz, ganz in der Nähe des Hühnerstalls, angestarrt hatte, ehe er mit gefletschtem Fang und wehender Rute wieder in den Kiefernwald gesprungen war, um sich für die nächste Gelegenheit auf die Lauer zu legen.

Mareikje nickte Pitt zu und wandte ihr Gesicht rasch wieder ab. Mit Unbehagen dachte sie daran zurück, wie er sie vor einigen Jahren – als sie gerade begonnen hatte, die Burschen mit wärmerem Blick zu betrachten – nach dem Sonnwendfest auf dem Marktplatz von Bruikelaar übermütig gepackt und so lange geküsst hatte, bis es sich in ihrem Kopf drehte wie eine Leierkastenmelodie. Damals hatte sie sich lachend aus seiner Umarmung gewunden und war flink wie ein Mäuschen davongelaufen. Aber wenn Pitt sie anschaute, so wie jetzt, dann kam ihr manchmal in den Sinn, dass er sich tatsächlich erhoffen könnte, sie für sich zu gewinnen.

Sie sah auf, als Hein t'Hoff, der Wirt, die Krüge mit dem Schnaps brachte – weiße mit Brombeerlikör für die Frauen und blaue mit dem ouide Genever für das Mannsvolk. Er wurde von allen freudig begrüßt. Aus den Ecken der gemütlichen Gaststube erklangen Trinksprüche. »Auf Geert Hoorn, den besten Orgelbauer, den es jemals gab!« – »Auf unser schönes Bruikelaar!« – »Dass der Herr uns eine reiche Ernte schenke!« Mit jeder Lage, die der Wirt heranbrachte, schwoll der Lärmpegel an.

Ein Leichenschmaus mit munterem Volk, das Abschied nahm von einem der ihren, von einem, der die Menschen von Bruikelaar ebenso geliebt hatte wie sie ihn. Mareikje schaute in die runden Gesichter, die blanken Augen, und ihr Zorn darüber, dass die Menschen nicht weinten und trauerten um ihren Vater, erlosch so schnell, wie er aufgeflackert war. So und nicht anders hätte Geert Hoorn es gewollt. »Lacht und tanzt, wenn ich einmal gehe«, hatte er nicht lange vor seinem Tod zu Mareikje gesagt. Sie hatte den Kopf geschüttelt und geantwortet: »Du wirst nicht gehen, du nicht – ich brauche dich doch, Vater.«

Aber er hatte nur ihr Gesicht in seine Handwerkerhände genommen. »Du brauchst mich nicht mehr, mein Kind. Ja, du liebst mich, so wie ich dich liebe. Aber in dir fließt mein Blut, du wirst mit erhobenem Kopf den Weg gehen, der dir vorbestimmt ist. Auch wenn ich einmal nicht mehr auf dieser Welt bin.« Er hatte die Hand unter ihr Kinn gelegt und es angehoben. »Du bist etwas Besonderes, Mareikje. Vergiss das nie, mein Kind.«

Der aufkommende Wind machte Zug auf dem bullernden Ofen in der Ecke der Gaststube. Langsam stieg die Temperatur auf ein behagliches Maß. Mareikje legte das Brusttuch ab, faltete es zusammen und steckte es in die Schürzentasche.

Onkel Eduard sah sie über den Tisch hinweg an, während sich das Gespräch bei den Jenkhoffs am Nachbartisch dem neuesten Tratsch aus Bruikelaar zuwandte und die Gemüter sich abkühlten. Manche in der Runde versanken ins Grübeln, als hätten die so hitzig geschilderten Verheißungen eine Saat in ihre Herzen gepflanzt. Eduard von Seeg gehörte nicht dazu. Als gestandener Kaufmann hielt er es mit Zahlen und Kisten voller Waren und ließ sich nicht von paradiesischen Versprechungen blenden.



»Bist ein hübsches Meisje, Mareikje«, wandte er sich an seine Nichte. »Warum hast du eigentlich noch keinen Bräutigam?«

Ach, so schnell sollte das also besprochen werden, dachte sich Mareikje und hob das Kinn. Tante Annie trat ihrem Mann unter dem Tisch auf den Fuß.

»Eduard van Seeg, wie oft muss ich dir noch sagen, dass du dein Mundwerk geschlossen halten sollst, wenn du Genever getrunken hast? Das hat doch wohl Zeit, oder?« Sie schüttelte den Kopf und lächelte Mareikje entschuldigend an.

Auch Mareikje musste lächeln, als sie sah, wie der Onkel sich unter dem Tisch den Fuß rieb. Sie liebte die Neckereien zwischen den beiden. Wenn es aber darum ging, dass sie einem Mann an die Hand gegeben werden sollte, verstand Mareikje keinen Spaß. Es ging nicht nur darum, wer der Richtige für sie war. Es ging um sehr viel mehr: Es ging um ihr Leben. Und das, was ihr Vater an ihr so geschätzt hatte. Es war etwas ganz Besonderes, auch wenn Mareikje es nicht so recht benennen konnte.

Onkel Eduard brummelte etwas, das sie nicht verstand. Sie beugte sich vor, um nicht über den Tisch schreien zu müssen.

»Ist schon recht, Tante Annie, ich weiß doch, dass er es nur gut meint.«

Eduards Verdruss war verflogen, als er wieder aufsaß. »Lass gut sein, Mareikje. Deine Tante hat Recht. Der gute Geert ist ja kaum unter der Erde. Aber du kannst dich darauf verlassen: Ich habe ihm versprochen, dass wir uns um dich kümmern werden, wenn du das willst.« Er nahm die Hand seiner Frau. »Und für ein gottesfürchtiges und dazu noch so hübsches Mädchen, da wird sich schon der rechte Ehemann finden. Meint ihr nicht auch?«

Annie van Seeg lachte und wischte ihrem Mann eine Träne von der Wange. »Ach, Mijnheer van Seeg. Mach dir lieber Sorgen darüber, wie du nach Hause kommst nach all dem Schnaps. Das andere wird der da oben schon richten.« Sie blickte gegen die rauchschwarze Decke der Gaststube. »Das hat er bisher noch immer getan, nicht wahr?«

Eduard sah sich um, darauf bedacht, dass ihn niemand beobachtet hatte. Rote Augen hatten alle im Raum, die Frauen wie die Männer. Die einen vom Qualm aus dem Ofen, in dem Buchenscheite knisterten, die anderen vom Schnaps – aber das Weinen überließ man besser den Frauen. Er schniefte. »Da wird sich doch wohl einer finden lassen, der noch gerade auf seinen Beinen stehen und einen alten Mann ein Stück des Wegs begleiten kann.«

Mareikje folgte seinem Blick und entdeckte Wim Straaten, der später als die anderen Gäste in der Citadel eingetroffen sein musste. Er saß auf der gemauerten Bank vor dem Kachelofen, einen Rotweinkelch in der Hand, und beobachtete die Trauergemeinde, als gehöre er nicht dazu. Mareikje wusste, dass ihr Vater Straatens Talent als Maler sehr geschätzt hatte. Einige von dessen Werken schmückten die Wände in der Diele und in der Stube ihres Elternhauses. Noch kurz vor seinem Tod hatte der Vater bei dem Künstler ein Porträt von ihr in Auftrag gegeben.

Als kleines Mädchen hatte sie sich vor dem Bild über der Anrichte gefürchtet: eine Seeschlacht in einer Meeresmündung, in leuchtenden Farbtönen gemalt. Fast meinte sie damals, die Kanonenschüsse zu hören, die Fanfaren, das Brechen der Masten und die

Schreie der Verwundeten, in deren Gesichtern Straaten Todesangst und Schmerz verewigt hatte. Mit den Jahren wich der Schrecken der Bewunderung für den Künstler. Über Stunden studierte sie die Details des Gemäldes und entdeckte, dass sie manchmal trügerisch waren. Auf den ersten Blick erschienen sie wie ein Abbild der Wirklichkeit, doch beim genaueren Betrachten fand man Dinge, die nur der Phantasie des Meisters entsprungen sein konnten. Irgendwann würde sie Wim Straaten darauf ansprechen, nahm sich Mareikje vor. Irgendwann, wenn er sie nicht mehr nur als Tochter eines Kunden ansah, der man beim Besuch eine Süßigkeit zusteckte.

»Meister Straaten, was hockt Ihr da allein am Ofen? Hier ist es auch warm! Kommt und gesellt Euch zu uns«, rief Eduard durch den Raum und winkte zu dem Mann mit der verschlissenen Samtkappe hinüber.

Straaten erhob sich und kam auf ihren Tisch zu.

Mareikje straffte den Rücken, fuhr sich mit einer Hand durch die Haare und zupfte den Ausschnitt ihrer Bluse zurecht. Sie erhob sich, als er zuerst Tante Annie und dann ihr die Hand reichte.

Er nahm die Kappe vom halblangen welligen Haar, das an den Seiten von grauen Strähnen durchzogen war, und blickte Mareikje an. »Ihr wart so beschäftigt, als ich hereinkam. Ich hoffe, Ihr verzeiht mir, wenn ich Euch erst jetzt mein Mitgefühl ausdrücke, Mefrouw Hoorn.«

Mareikje schoss das Blut ins Gesicht. Noch nie hatte jemand sie Mefrouw genannt. Mefrouw Hoorn, so schlecht klingt das nicht, dachte sie. »Bitte, Meister Straaten, Ihr kennt mich länger, als ich denken kann. Sagt doch bitte weiter Mareikje zu mir.«

Er schob seine Mütze in die Rocktasche und nickte ihr mit einem Zwinkern in den Augen zu.

»Auch wenn die Schönheit meiner Nichte Euer Malerauge entzückt, Meister, vergesst nicht die Welt um Euch herum«, mischte Eduard van Seeg sich ein.

Um Wims Augen bildeten sich Kränze kleiner Falten, als er erst Mareikje anlächelte und dann das Grinsen ihres Onkels erwiderte. »Mijnheer van Seeg, verzeiht meine Nachlässigkeit.« Die beiden Männer schüttelten sich die Hand, und Wim ließ sich neben Eduard auf die Bank sinken.

»Bevor ich weitertrinke, Meister, erlaubt mir eine Frage. Werdet Ihr mich nach Haus begleiten, wenn meine liebe Frau mich alleine nicht mehr hier wegbekommt?«, erkundigte sich Eduard van Seeg.

Straaten hielt sich theatralisch die Hand aufs Herz. »So Ihr mir erlaubt, dass ich bei meinem Roten bleibe, trinkt ruhig weiter, Mijnheer. Mit vereinten Kräften werden wir Euch schon den rechten Weg weisen.« Er nahm seinen Kelch vom Tisch und ließ ihn gegen das Schnapsglas van Seegs klingen.

»Wie laufen die Geschäfte, Meister Straaten? Ihr wart im Belgischen, erzählt man sich.«

Mareikje spitzte die Ohren. Wenn er getrunken hatte, nahm der Onkel wahrlich kein Blatt vor den Mund.

Straaten senkte die Stimme. »Man darf es ja kaum sagen in diesen Tagen, aber ein Freund von mir, mit dem ich im Studium die Kammer geteilt habe, lebt jetzt in Antwerpen. Wir haben über die alten Zeiten geredet, als es zwischen Holland und Spanien noch besser ging. Meine Bilder, die ich in Madrid gemalt habe, hängen dort noch immer in allen vornehmen Häusern, erzählte er mir. Aber meine Person ist nicht mehr erwünscht, seit wir mit den Spaniern im Kriege liegen.«

Eduard nickte. »Ich weiß nur zu gut, wovon Ihr sprecht. Geert Hoorn hat mehr als eine Orgel gebaut, die heute in Spanien die Menschen entzückt, aber der Krieg ist keine Zeit, um zu handeln. Laufen Eure Geschäfte denn sonst anständig?«

Wim wiegte den Kopf. »Hin und wieder verkaufe ich ein Stillleben oder eine Landschaft, aber begehrt sind Bilder von Kaufmannsfrauen, und die am besten halb nackt. Und wenn's dem Auftraggeber nicht schön genug aussieht, dann gibt es nur das halbe Geld.« Er trank seinen Kelch leer und winkte der Schenkmagd zu, ihm einen vollen nachzureichen. »Nein, ein Leben ist es nicht mit der Kunst.«

Eduard van Seeg schenkte sich aus dem Krug Schnaps nach. »Hört, hört! Ihr malt halb nackte Kaufmannsfrauen? Davon hat man hier noch nichts gehört.«

»Nicht ich, Mijnheer van Seeg, dafür ist mein Name nicht bekannt genug, als dass es die Frauen wagen würden, vor mir die Röcke fallen zu lassen. Hier in Brabant ist Tradition gefragt. Ein Porträt in Tilburg, eine Landschaft in Eindhoven, das reicht so gerade zum Leben. Bislang zumindest.« Er nahm dem Mädchen, das an den Tisch getreten war, den vollen Weinkelch aus den Händen.

»Sicher habt Ihr gehört, dass Bauer Jenkhoff das Heilmittel gegen Hunger und Armut gefunden hat, Meister Straaten?« Van Seeg zwinkerte dem Künstler belustigt zu.

Doch Straaten ging nicht auf den freundlichen Spott ein, drehte das Glas vor sich in den Händen. »Was da jetzt für eine Narretei mit den Zwiebeln angestellt wird, will mir nicht in den Kopf. Aber diese Tulpen sind an Schönheit nicht zu übertreffen.« Sein Blick nahm einen Ausdruck an, als erinnere er sich an besondere Liebesfreuden. »Ich habe bislang nur Bilder gesehen, aber die Schönheit und Vielfalt der Blüten stellt sogar Rosen in den Schatten, von Lilien und Narzissen ganz zu schweigen. Ich weiß nicht, wie viele Arten inzwischen in den Gärten gedeihen, aber tagaus, tagein werden neue vorgeführt und gemalt.«

»Ach?« Eduard van Seeg neigte interessiert den Kopf. Auch Mareikje rückte näher und stützte das Kinn auf die Hände, während sie dem Maler zuhörte.

»Diese Blume besitzt ... einen stillen Zauber, so einfach und klar in der Form und so üppig in den Farben. In Paris tragen die Damen sie am Dekolleté wie den allerteuersten Schmuck.«

Mareikje horchte auf. Was in Paris passierte, bestimmte den Geschmack der Frauen in ganz Europa. Selten aber reichten die Nachrichten bis tief in die Provinz nach Bruikelaar.

»Das Einzigartige an ihnen sind die mannigfaltigen Farben, die teils durch Züchtung, teils wie durch göttlichen Zauber entstehen. Am begehrtesten sind diejenigen, deren weiße oder gelbe Grundfarbe durch rote, braune oder violette Flammen aufgebrochen ist.

Die Phantasie keines Malers würde ausreichen, eine vollkommeneren Blume auf die Leinwand zu bringen. Manche zeigen diese Flammen nur an den Rändern der Blütenblätter oder in der Mitte, ganz fein ziseliert. All die Formen und Farben – es ist, als wäre die Tulpe das Lieblingsspielzeug Gottes.«

Eduard van Seeg lachte. »Ihr geratet ja wie toll ins Schwärmen, Meister Straaten, aber mich überrascht das nicht.« Er wurde wieder ernst. »Auch mein Schwager Geert war von diesen seltsamen Blumen ganz begeistert. Erinnerst du dich noch«, er sah zu seiner Frau hinüber, »wie er davon geschwärmt hat, wenn er von einer Reise in den Orient oder aus Frankreich zurückkehrte?«

Annie nickte.

Wim Straaten hob den Weinkelch. »Ich bin Künstler, Mijnheer van Seeg, sicher werde ich mich nicht unter die Tölpel mischen und Zwiebeln unter dem Schanktisch feilbieten ... Aber einmal ein so herrliches Gewächs zu malen, daran hätte ich schon Freude.« Er seufzte und prostete van Seeg zu. »Auf bessere Zeiten, Mijnheer.«

Immer wieder warf Mareikje verstohlene Blicke zu dem Maler. Sie war sicher, dass es nicht mehr lange dauern würde, bis sein Name in aller Munde war. Wenn nicht durch das Malen dieser Tulpen, dann eben durch andere Motive.

»Auf bessere Zeiten, das ist gut«, sagte Eduard. »Darauf sollten wir alle trinken.« Er erhob sich, nahm den Steinkrug und klopfte damit auf den Tisch. In der Gaststätte wurde es still. »Lasst uns gemeinsam trinken, auf bessere Zeiten!«

Alle im Raum standen auf und hoben die Gläser. »Auf bessere Zeiten«, schallte es aus allen Ecken, und Pfarrer van der Weegelhost fügte hinzu: »Und auf frommere dazu!«, was mit Gelächter aus den dunkleren Winkeln beantwortet wurde.

Als Mareikje sich wieder setzte und ihren Becher auf den Tisch stellte, hatte der Onkel den Kopf nach vorne auf die Brust geneigt und schnarchte leise.

Tante Annie stützte ihn von der Seite. »Lass ihn nur, es war ein schwerer Tag für ihn.« Straaten erhob sich. »Sollen wir ihn nach Hause bringen?«

Die Tante schüttelte den Kopf. »Das würde er uns morgen nicht verzeihen, wenn er nicht der Letzte auf der Feier zu Ehren Geerts gewesen ist. Lasst ihn nur ein wenig ruhen. Er wird den Krug schon noch leeren, wenn er wieder wach wird.« Sie strich ihrem Gatten mit der Hand über die Wange.

Als Hein t'Hoff Eduard auf der Bank schnarchen sah, grinste er und zwängte sich auf den Platz neben ihm. Er stieß dem Kaufmann mit dem Ellbogen in die Seite, holte tief Luft und stimmte an: »Mitten wir im Leben sind, mit dem Tod umfassen ...«

Der Onkel rieb sich die roten Augen und brummte mit. Bald darauf sangen alle in der Gaststätte, und der Pfarrer steuerte zufrieden die Bassstimme bei. Doch als der letzte Ton verklang und Weegelhost das Kreuz nahm, um die braven Bürger zu segnen, hob Pitt Henseler die Stimme. Auch er war in Sangeslaune, und der Genever machte seine Zunge locker.

Mareikje schlug die Hand vor den Mund, als sie erkannte, was er da anstimmte. Es war das frivole Lied vom Mokkel mit den roten Wangen und dem strammen Mieder. Das



Gesicht des Pfarrers rötete sich. Er ruderte mit den Armen, um die Gemeinde zum Schweigen zu bringen, aber ohne Erfolg. Einige der Männer stockten, aber anstatt aufzuhören, lachten sie nur und stimmten schließlich in den kühnen Text mit ein. Dann sangen auch die Mädchen mit, zum Schluss die Frauen. Ermattet ließ sich der Pfarrer auf seinen Platz in der Nähe des Ofens fallen. Wie eine Schmeißfliege versuchte er, Hein zu verscheuchen, der sich neben ihn gesetzt hatte, respektlos den Arm um seine Schultern legte und ihn gar zum Mitsingen überreden wollte.

Danach sangen sie die alten Volkslieder. Schon bald wurde in der Gaststube getanzt, und die Holzschuhe klapperten auf den blankgescheuerten Bohlen vor dem Schanktisch. Grete t'Hoff spähte aus der Küche um die Ecke, um den richtigen Moment abzugpassen. Als zwischen zwei Liedern eine kurze Pause eintrat, sprang sie hervor.

»So, nun ist's genug mit Spiel und Tanz, jetzt kommt der Braten auf den Tisch!« Sogleich drängten sich die Mädchen durch die enge Tür, trugen Platten mit knusprigem Schweinebraten und gesalzenem Wurzelgemüse an die Tische.

Nach dem Tischgebet des Pfarrers erfüllte nur noch das Klirren der Teller und Bestecke den Schankraum – und gelegentlich ein unterdrückter Schrei, wenn eine Bauersfrau ihrem Mann in die Seite stieß, weil er zu geräuschvoll kaute. Anfangs kamen die Mägde mit dem Nachlegen kaum nach, dann war der Hunger bei den meisten gestillt, und sie konnten sich selbst an den Tisch neben der Küchentür setzen, um einen Happen zu essen, bevor sie die fettigen Teller und leergeschaufelten Platten wieder in die Küche schaffen mussten.

Eine Stunde später rülpste der Pfarrer leise, erhob sich, um ein Gebet zu sprechen; dann verabschiedete er sich von den van Seegs. Er legte Mareikje die Hand auf den Kopf. »Und für dich bitten wir, dass der Herr dich den Weg weitergehen lässt, den dein gottesfürchtiger Vater sich für dich gewünscht hätte.«

Die Worte des Pfarrers waren das Zeichen. Niemand musste mehr erklären, dass dies der Ausklang der Feier war. Von Wim Straaten und Annie gestützt, erhob sich Eduard. Mareikje stellte sich neben ihre Tante und nahm mit ihnen zusammen die Abschiedsgrüße und die guten Wünsche der Gäste entgegen.

Der kalte Wind, der durch die Gassen fegte, ernüchterte Eduard van Seeg, sodass er den Weg fast ohne fremde Hilfe fand. Henk hatte seine Rieke schon vorweg geschickt, um den Ofen in der Küche anzufeuern, damit Mareikje es warm hätte, wenn sie in ihr Elternhaus heimkehrte.

Fürsorglich empfing die Frau das junge Mädchen in der Stube, nahm ihr Mantel und Kappe ab, bevor sie den Topf vom Ofen zog. Dann goss sie warme Milch auf die Kakaokrümel, die sie in die Becher gerieben hatte. »Nach so einem Tag sollten wir uns noch einmal stärken, ehe wir ins kalte Bett steigen!«

Mareikje öffnete die Klappe des Schrankes, hinter der ihr Vater seine kostbarsten Vorräte aufbewahrt hatte, und nahm den Steingutkrug heraus. »Ich glaube, Henk hat sich eine besondere Stärkung verdient.« Sie schenkte ihm einen kräftigen Schluck in einen Becher, so wie es ihr Vater auch getan hätte.

Rieke lachte leise. »Tu ihm nur nicht zu viel hinein, sonst schnarcht er wieder, dass es die Tür aus dem Schloss drückt, und ich kriege die ganze Nacht kein Auge zu.«

Henk brummelte und sog den Geruch des Kakaos und des scharfen Schnapses ein. Er sah zu seiner Frau hinüber, bevor er den Becher an die Lippen setzte und in einem Zug leerte.

Rieke nickte ihm zu. »Trink nur, schließlich hast du dich auf der Feier so tapfer zurückgehalten.«

Mareikje genoss den gesüßten Kakao in kleinen Schlucken und erhob sich dann. »Auch wenn ich lieber in der warmen Küche bleiben würde, ich muss jetzt schlafen. Morgen in aller Frühe kommt Meister Straaten zu Besuch. Wir müssen darüber reden, was aus dem Bild von mir wird, das der Vater in Auftrag gegeben hat.« Sie seufzte. »Ach, er fehlt mir schon jetzt. Wie soll ich denn bloß seine Geschäfte fortführen? Ich habe kein Geschick im Verhandeln, und Mijnheer Straaten ist so ein besonders lieber Mann. Ich würde ihm am liebsten jeden Preis zahlen, den er verlangt.«

Rieke kicherte. »Du hast die Klugheit deines Vaters geerbt, mein Kind, aber auch sein weiches Herz. Mijnheer Straaten ist Künstler, kein Geschäftsmann. Ich glaube, du kannst ihm vertrauen. Er wird dich zu nichts überreden, was dir nicht behagt.« Sie stand auf und strich ihr mit dem Knöchel ihres Zeigefingers über die Wangen. »Wenn es dir in deiner Kammer zu kalt ist, kann ich die Decken auf der Ofenbank wärmen.«

Mareikje schüttelte den Kopf. »Lass nur. Was sollen wir denn machen, wenn es erst richtig friert?«

Henk nickte. »So ist's recht. Für Jänner ist es noch gar nicht so kalt. Da haben wir schon schlimmere Frostjahre erlebt.« Er nahm einen armdicken Holzklötz aus dem Weidenkorb und tauchte ihn in den Henkeltrog mit dem Löschwasser, bevor er die Ofenklappe öffnete und ihn hineinschob. »Der sollte reichen, bis der Hahn kräht.«

Rieke nahm den Glaszylinder von der Lampe und löschte den Kerzendocht. »Dann gute Nacht, Mareikje, und ruf mich, wenn du schlecht schläfst.«

Aber Mareikje war schon über den Flur in ihre Kammer gehuscht und hörte sie nicht mehr. Knarzend fiel die Tür hinter ihr ins Schloss.

Nachdem sie in ihr Nachtgewand geschlüpft war, kroch sie bibbernd, die Lippen fahl, die Nasenspitze gerötet, zwischen die Laken, die sie bis zum Hals zog. In der Ferne hörte sie die Kirchturmuhur zweimal schlagen, ein Käuzchen beantwortete das Läuten mit einem kehligen Schrei. Ein Hund schlug an, als ein später Heimkehrer mit schrägem Gesang durch die Gassen zog.

Mareikje schloss die Augen und hoffte, dass sie die paar Stunden Schlaf, die ihr bis zum ersten Hahnenschrei noch blieben, für den morgigen Tag stärken würden.

Nicht nur, dass sie mit Wim Straaten zum ersten Mal in ihrem Leben ein Geschäft regeln müsste. Am Nachmittag würden Onkel Eduard und Tante Annie zu einem hochhoffiziellen Besuch kommen, um das Testament ihres Vaters zu verlesen. Mareikje glaubte nicht, dass es Überraschungen enthalten würde – sie kannte die Besitztümer ihres Vaters und ahnte, dass er mit seinem letzten Willen jedem seiner Lieben eine kleine

Gefälligkeit erweisen würde. Aber ihr graute vor dem Klang seiner Stimme, der in ihrer Erinnerung widerhallen würde, und sie fürchtete sich vor der Qual, wenn sie all seine Habseligkeiten in den Händen halten würde, um sie weiterzureichen oder selbst zu verwahren.

Sie wischte sich mit dem Handrücken über die Nase, steckte die klammen Finger wieder unter die Decken und fühlte, wie sie in den Schlaf dämmerte.

Ihr Vater beugte sich zu ihr hinab, küsste sie auf die Stirn. »Ich lass dich nicht im Stich, Mareikje.«

Im Traum wollte sie lächeln, doch es gelang ihr nicht.